Nummer 131 Freitag, 8. Juni 1923

Berliner Familien-Zeitung

Der Schatten

Ein Detektivroman von E. von Kraatz

[15. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Und Ihr Herr Bruder verliebte sich sofort in sie?"

„Ja, sechs Wochen später waren sie schon verheiratet."

„Und Fräulein Feltens Verlobter?"

„Sie war früh verwaist und hatte als einziges Kind ganz alleingestanden. Ihr kleines Erbteil reichte gerade hin, um sie bis zum achtzehnten Jahr zu erhalten und ihr eine gute Schulbildung zu verschaffen. Sie nahm dann eine Stellung als Gesellschafterin bei einer alten Dame namens Gastner an, eine kränkliche, aber wohlhabende Witwe, die ihr bei ihrem Tode ein kleines Vermögen vermachte — es waren achtzigtausend Mark. Das hatte meine Schwägerin in ihrer Unerfahrenheit für eine unerschöpfliche Summe gehalten und bereits einen großen Teil davon verbraucht, da sie den wohl nicht unerklärlichen Drang fühlte, das Leben nach jenen stillen, traurigen Jugendjahren endlich einmal vollauf zu genießen."

„Wo hat sie denn die fünf Jahre mit Frau Gastner gelebt?"

„In ihrer Geburtsstadt."

„Und wie kam sie gerade nach Wiesbaden?"

„Ah, irgendjemand scheint ihr erzählt zu haben, da wäre es sehr amüsant, und in den Hotels lernte man die sogenannte große Welt kennen."

„Hm!" Eickert blickte eine Zeitlang sinnend vor sich hin.

„Und sie hat Ihren Bruder nicht glücklich gemacht?" fragte er dann.

Marianne errötete und zögerte mit der Antwort.

„Sie paßten nicht zusammen," sagte sie schließlich.

„Hm, ich weiß. Sie war lebenslustig und kokett. — Können Sie mir sagen, ob Sie in letzter Zeit viel Geld verbraucht hat?"

„Wie kommen Sie darauf?" entgegnete Marianne verwundert. „Ja, ich glaube es fast. Mein Bruder deutete es neulich einmal an."

„Es wäre mir lieb, wenn ich darüber genaue Auskunft bekommen könnte, gnädige Frau," fuhr der Detektiv fort.

„Muß ich meinen Bruder danach fragen?"

„Ja, ich muß wissen, um was für Summen es sich gehandelt hat, und wenn Quittungen über die Verwendung des Geldes vorhanden sind, so möchte ich bitten, sie mir vorübergehend anzuvertrauen."

Marianne blickte ihn mit großen Augen an.

„Ja, ich begreife, daß diese Zumutung Sie in Erstaunen setzt," sagte Eickert. „Aber wir Detektivs müssen bei so dunkeln Fällen oft mit den wunderlichsten Mitteln arbeiten. Für mich handelt es sich diesmal darum, alles — aber buchstäblich alles zu wissen, was die Tote irgendwie angeht. Nur dann darf ich hoffen, der Wahrheit ans Licht zu helfen."

„Ich werde alles tun, was Sie für nötig halten," erwiderte die junge Frau schlicht.

„Besten Dank! Würden Sie dann vielleicht so gut sein, mich morgen früh, zwischen neun und zehn anzutelephonieren? Am liebsten möchte ich ja selbst noch einmal mit ihrem Herrn Bruder sprechen, wenn er imstande ist, mir eine kurze Unterredung zu bewilligen. Er könnte mir am besten sagen, ob ihm im Wesen seiner Frau neuerdings irgendetwas Besonderes aufgefallen ist."

„Ich will es ihm sagen," lautete Mariannens bekümmerte Antwort.

„Und dann noch eine Frage, gnädige Frau," sagte Eickert, indem er aufstand, um sich zu verabschieden. „Haben Sie gestern das Auto gehört, mit dem ihre Schwägerin nach Hause kam?"

„Mir war ein paarmal so, als ob ich eins hörte," erwiderte Marianne. „Aber man hört doch oben im Kinderzimmer sehr wenig von dem, was auf der Straße vorgeht. Darum kümmerte ich mich nicht darum, sondern wartete ab, daß sie die Treppe hinaufkommen würde, und erst, als ich das hörte, ging ich ihr entgegen."

„Und dann redeten Sie im Treppenhause mit ihr und haben das Eß- oder Wohnzimmer nicht betreten, ch' Sie fortgingen?"

„Nein."

„Es könnte also irgendjemand in einem dieser Zimmer gewesen sein, ohne daß Sie es bemerkt hätten?"

„Ja — aber wer hätte das sein sollen?"

„Wer weiß," erwiderte der Detektiv achselzuckend und empfahl sich dann mit einem Handkuß.

Zwölftes Kapitel.

Am nächsten Morgen telephonierte Marianne, ihr Bruder ließe Eickert sagen, daß er jederzeit bereit sei, ihm jede erforderliche Auskunft zu geben.

Der Detektiv fand sich dann gegen elf in der Villa ein und wurde gleich in das Arbeitszimmer des Hausherrn hinaufgeführt.

Klemens sah übernächtig aus, und sein totenblasses, hohläugiges Gesicht schien um Jahre gealtert zu sein.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich der Mühe unterziehen wollen, diesem entsetzlichen Unglück auf den Grund zu kommen" sagte er mit matter Stimme, indem er seinem Gast einen Sessel hinschob. „Natürlich liegt mir unsagbar viel daran, daß die Sache aufgeklärt wird — ganz abgesehen davon, daß man mich selbst in Verdacht zu haben scheint."

„Herr Professor", erwiderte Eickert, „noch kann ich mich natürlich nicht inbezug auf meine Ansichten über diesen tragischen Fall festlegen. Ich möchte aber aussprechen, daß ich mit meinen Untersuchungen einen andern Weg eingeschlagen habe, als die Polizei. Da ich Ihnen nur zu sehr nachfühle, wie Ihnen bei diesem furchtbaren Schicksalsschlag zumute sein muß, will ich sogar so weit gehen, Ihnen im tiefsten Vertrauen zu verraten, daß ich einen wenn auch äußerst schwachen Faden gefunden zu haben glaube, den ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln verfolge."

In Klemens trüben, schwarzen Augen glomm es wie ein Funken von Hoffnung auf.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen", sagte er, und seine tonlose Stimme belebte sich ein wenig. „Selbstverständlich werde ich unverbrüchliches Schweigen beobachten und bin bereit Ihnen über alles Rede und Antwort zu stehen, was Ihnen zu wissen dienlich sein kann. In bezug auf die Geldfrage, von der meine Schwester sprach, war meine — meine verstorbene Frau bis vor kurzem stets mit ihrem Toilettengeld ausgekommen. Im November vorigen Jahres kam es zum erstenmal vor, daß sie um eine Extrazulage von 4000 Mark bat, und vor einigen Tagen beichtete sie mir wieder, daß sie 6000 Mark brauche, um ihre Schneiderin zu bezahlen. Ueber den Verbleib jener ersten 4000 Mark sind keine Quittungen vorhanden. Ich habe ihren Schreibtisch durchsucht und keinerlei Belege gefunden. Als sie jetzt aber wieder um Zuschuß bat, ersuchte ich sie, mir der Ordnung wegen die Quittung zum Aufbewahren zu geben — und hier ist sie."

Der Detektiv warf einen Blick auf das Papier, worauf Hermine Schefferson, Damenschneiderin, den Empfang von 5987,75 Mark „laut erhaltener Rechnung" bescheinigt hatte. Nachdenklich faltete er es zusammen und steckte es zu sich.

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob es Ihrer Frau Gemahlin schwer wurde, Sie um diese Summe anzugehen?" fragte er dann.

„Ja, es schien ihr sogar große Ueberwindung zu kosten. Ihr Gesicht war ganz blaß und verstört, und als ich ihr das Geld versprach, war sie so erleichtert, daß sie im Wechsel der Empfindung mit einer Ohnmacht kämpfte. Und wie dankbar war sie mir — für diese elende Summe schnöden Geldes!" Er wandte sich ab und beschattete das Gesicht mit der Hand, um seine Erschütterung zu verbergen.

Eickert schwieg einen Augenblick. Dann sagte er leise: „Mit einem Wort, Sie hatten den Eindruck, als ob dies Geldanliegen die Verstorbene unmotiviert tief erschütterte?"

„Ja, und das tut mir jetzt weh, obgleich ich mir nicht den Vorwurf machen kann, in solchen Sachen schwierig gewesen zu sein."

„Sonst ist Ihnen im Wesen Ihrer Frau Gemahlin in letzter Zeit nichts Ungewohntes aufgefallen?"

„Nur, daß sie sehr unruhig schien und noch öfter als sonst ausging."

„Wieso? Meinen Sie, in Gesellschaften?"

„Nein, unsere Geselligkeit pflegt sich ziemlich gleich zu bleiben. Aber sie war tagsüber viel von Hause abwesend, hatte Verabredungen machte Besorgungen, tief Schlittschuh —" er stockte plötzlich.

Der Detektiv erhob sich.

„Ich will Sie nicht länger belästigen, Herr Professor", sagte er und griff nach seinem Hut. „Verzeihen Sie, daß ich gezwungen war, Ihnen so indiskrete Fragen vorzulegen. Es ist mir schwer genug geworden. Und nun nur noch eins: hatte die Verstorbene gar keine Beziehungen mehr aus ihrer Mädchenzeit? Gab es gar keine Personen, mit denen sie z. B. in Briefwechsel stand?"

„Nein", erwiderte Klemens ohne Besinnen, „sie hatte tatsächlich keine einzige derartige Beziehung. Es hat mich oft gewundert, aber sie mochte wohl recht haben, wenn sie sagte, für die Gesellschafterin einer kränklichen alten Dame sei es eben nicht möglich, Bekanntschaften oder gar Freundschaften anzuknüpfen."

„Ja, das mag wohl sein", meinte Eickert. „Nun, dann empfehle ich mich für heute, Herr Professor. Seien Sie versichert, daß ich mein möglichstes tun werde, um dies dunkle Rätsel aufzuklären. Hoffen wir, daß ich meinem Ziel schon näher gekommen sein werde, wenn ich Sie nächstesmal aufsuche! Ich darf wohl annehmen, daß Sie nicht die Absicht haben, in nächster Zeit zu verreisen?"

Gronwalds schmales blasses Gesicht färbte sich jäh blutrot.

„Selbst wenn ich es wollte, würde es sich wohl von allein verbieten", entgegnete er in sehr bitterm Ton. „Der Herr Kriminalkommissar würde sicherlich ein Veto einlegen. Ich wundere mich eigentlich, daß man mich noch auf freiem Fuß beläßt."

„Westfal ist ein sehr gewissenhafter Mann, neigt aber für einen Polizeibeamten ein wenig zu sehr zu vorgefaßten Schlüssen" sagte Eickert. „Ich habe schon öfters versucht, ihm das Fehlerhafte dieser Gewohnheit klarzumachen, aber es ist mir nicht gelungen. Auch diesmal kann ich leider nichts weiter tun, als ihn zu warnen und durch lebhaft geäußerte Bedenken von übereilten Maßnahmen abzuhalten. Mich spornt diese Eigenschaft des Kommissars an, mein Ziel noch eifriger zu verfolgen, als es ohnehin in meiner Natur liegt."

Klemens drückte ihm die Hand.

„Ich bin ein Mann von wenig Worten", erwiderte er, und kann nur sagen, daß ich vollstes Vertrauen zu Ihnen habe und fest auf Sie baue."

(Fortsetzung folgt.)

In der neuen Heimat . . .

Von südamerikanischen Ansiedlern / Von R. Kellermann

Nur zwei Berufsschichten unserer Volksgemeinschaft können mit Aussicht auf Erfolg nach Südamerika auswandern: Handwerker und Landleute. Diese ganz allgemeine Feststellung muß jedoch wesentlich eingeschränkt werden.

Es dürfen nur gesunde, widerstandsfähige, nüchterne und tüchtige Handwerker daran denken, in Südamerika tätig zu sein. Dort finden sie aber ganz andere Verhältnisse, auch in bezug auf Ernährung, Wohnung, Arbeitszeit, Arbeitsraum und auf das Leben in den freien Stunden.

Soziale Fürsorge gibt es drüben noch nicht. Auch keinen Achtstundentag. Jeder ist auf sich angewiesen und muß sich selbst vor Ausbeutung durch unehrliche Landsleute schützen. Neulinge, „Gringos" genannt, werden stets ausgenutzt. Auch im staatlichen Betrieb werden Arbeitnehmer oft aus Mangel an barem Geld monatelang nicht bezahlt und müssen auf Gutscheine höchst unwirtschaftlich leben.

Dennoch sind deutsche Handwerker in Argentinien und auch in Brasilien zu Wohlstand gekommen. In Sao Paulo gibt es beispielsweise im Stadtviertel der Rua Ipjhigenia einige hundert gutgehende Geschäfte mit anschließenden Werkstätten, die deutschen Fachhandwerkern gehören. Spekulative Brasilianer haben ihnen durch Darlehen solche Selbständigkeit ermöglicht. Das ist aber heute bei der auch in Südamerika allgemeinen Wirtschaftskrise nicht mehr zu erwarten.

In Chile einzuwandern, ist für Handwerker gewagt. Den Wettbewerb mit den unglaublich genügsamen Kleingewerbetreibenden aus Portugal, Spanien, Italien, Dalmatien und Syrien halten Deutsche nicht aus. Wer heute nach Argentinien oder Brasilien auswandern will, muß mindestens eine Million Mark für Ueberfahrt im Zwischendeck bezahlen. Dies Zwischendeck ist eine gut eingerichtete dritte Klasse, was aber nur für die Schiffe der Hapag, des Norddeutschen Lloyd und der Südamerikalinie gilt.

„Hinüberarbeiten" kann man sich aus mancherlei Gründen nicht.

Drüben erhält jeder Arbeitswillige zunächst freie Verpflegung und Unterkunft in einem der staatlichen Einwandererheime, „Hotels de Imigracion" bis er Verdienst gefunden hat. Natürlich muß er sich dabei auch mit Aushilfsarbeit begnügen oder sich im Innern des Landes nach Beschäftigung umsehen. Bahnfahrt und Gepäckbeförderung bis zum Arbeitsort ist frei.

Das Vorwärtskommen ist in Südamerika ebenfalls Sache der Persönlichkeit. Ein rechter Kerl mit hellem Kopf, Fleiß, Bescheidenheit und Sparsamkeit wird in mehrjährigem Aufenthalt drüben reiche Erfahrung und einigen Besitz erwerben.

Für Landleute ist Argentinien nicht das rechte Auswanderungsziel. Als Knechte, „Peons" verdienen sie auf den großen „Estancias" bei harter Arbeit, schlechter Verpflegung und noch schlechterer Unterkunft nicht genug für die sonstigen Lebensbedürfnisse. Als Erntearbeiter halten Deutsche im stechenden Sonnenbrand meist nicht aus und kommen gegen die südditalienischen Saisonarbeiter nicht auf.

Auch das mühselige Leben als Kleinpächter auf einer argentinischen Chacra lohnt oft nicht, da Mißernten aus mannigfacher Ursache keine Seltenheit sind. Nach einigen Jahren steten Zuwartens hat solcher Kleinpächter meist seine Ersparnisse zugesetzt und muß bettelarm wieder fortziehen. Wirklich guter argentinischer Kulturboden ist längst in fester Hand, und Landkauf zu billigem Preis ist nur noch auf neuerschlossenem Gebiet möglich.

Gewinnsüchtige Kolonisatoren bemühen sich, solche Zonen im Tal des Rio Negro und im argentinischen Urwald, im Chaco, zu besiedeln. Es ist aber ein Wagnis, sich dort niederzulassen, fernab vom Verkehr, im Ueberschwemmungsland, in der Nähe von Sümpfen und an der Hoheitsgrenze feindseliger Indianer. Auch Chile kommt für bäuerliche Niederlassungen nicht in Betracht.

Die dort im Süden, in Valdivia, von Bauern aus der Eifel 1850 gegründeten Siedlungen stehen zwar in höchster Blüte und sind heute die Heimat von achtzehnhundert recht wohlhabenden Bauernfamilien. Der da aber noch verfügbare oder freiwerdende Boden ist für Kinder und Enkel der Eingesessenen bestimmt, die ja auch leben wollen. Urwaldgebiet wird in Chile vorerst nicht erschlossen, da die Regierung für solche Kulturaufgaben kein Geld hat.

Das eigentliche Auswanderungsland für Bauern kann nur Brasilien sein.

Arbeitskräfte für Landwirtschaft nimmt man dort gerne auf und vergütet den zu solchem Zweck gekommenen Familien bei erfolgreichem Bemühen nach Jahresfrist alle Kosten der Auswanderung gemäß bundesgesetzlicher Bestimmung.

Der Weg zum Erfolg des Einwanderers setzt körperliche Eignung, Gesundheit, mittleres Lebensalter, Tatkraft, äußerste Genügsamkeit, Verzicht auf alle Kulturannehmlichkeiten voraus. Auch muß der Einwanderer verheiratet sein, weil er nicht neben der Arbeit noch kochen und waschen kann.

Die beste Schule für die Anfänger ist Arbeitsleistung auf einer Kaffeepflanzung, wobei Frau und Kinder helfen müssen. Hier lebt man sich am besten in die Verhältnisse ein, lernt Sitte und Sprache und erspart bei freier Lebenshaltung den größten Teil des baren Lohns, mit dem man bald hundert Morgen Eigenland erwerben kann. Dazu ist Gelegenheit genug in den südbrasilianischen Staaten Parana und Santa Catharina, sowie in der Urwaldzone des hochkultivierten Paulistanerstaates.

Wie hart das Dasein eines Kolonisten tatsächlich aber ist, charakterisiert am besten ein kleines Stimmungsbild aus dem Urwaldgebiet von Araucaria, das die Deutschbrasilianische Landsiedlungsgesellschaft Haeker u. Cie. 1920 mit außerordentlichen Geldopfern und vielem guten Willen erschloß.

„Im engsten Raum, auf dürftigstem Lager, ohne jede Bequemlichkeit und rechten Schutz vor Kälte, Nässe und kriechendem Getier hausen da die ersten Kolonisten. Meist vier Familien in einer elenden Hütte, deren dunkles Innere vier aufgehängte Säcke teilten. Ohne Stuhl und Bett, mit einer Kiste, die als Tisch dient, und einer Blechbüchse, die das Wasch-, Koch- und Eßgeschirr ist, leben sie kümmerlicher als armselige Wanderzigeuner.

Wochenlang tragen sie dasselbe zerrissene Hemd, das gleiche zusammengestückelte Gewand, die schon ganz verbrauchten Schuhe, und können sich nicht helfen, weil ihre verfrachtete Habe noch immer unterwegs ist. Bis es besser kommt, trösten sie sich mit Zukunftsträumen, bauen in Gedanken schmucke Holzhäuser im Schweizer Stil, legen in der Phantasie blühende Gemüsegärten und prächtige Blumenbeete an, erdichten sich mustergültige Meiereien, rechnen sich große Gewinne aus geplanter Schweinemast und Hühnerzucht aus, betreiben in der Einbildung extrageniale Sägewerke, Reis- und Maismühlen mit billiger Wasserkraft oder sehen sich auch schon als wohlbestallte Postagenten, Bürgermeister oder Gemeinderäte der künftigen Ortschaft."

Nur wenige dieser ersten Kolonisten haben schließlich durchgehalten. Die meisten zogen sich in die großen Städte zurück. Einige erlagen der Malaria, die kaum einen verschont. Am besten haben sich dort die Deutsch-Schweizer bewährt, die von Haus aus tüchtige Handwerker und Landwirte waren.

Auch hier muß wieder betont werden, daß es Sache des einzelnen ist, ob er vorwärts kommt. Manche erreichen nie etwas unter der Autoritätanderer und es kommt deshalb sehr auf die Leitung einer Kolonie an. Die hohe Entwicklung der Schweizer Siedlung Helvetia bei Campinas in Brasilien und die Kolonien deutscher Bauernschaft in den südbrasilianischen Staaten in Rio Grande do Sul beweisen das genügend.

Zertretene Diamanten

In der Schlacht bei Waterloo (18. 6. 1815) fiel bekanntlich der Wagen Napoleons in die Hände der Alliierten. In den Polstern fand sich unter anderen Kostbarkeiten eine Agraffe in Diamanten mit Solitären in seltener Größe vor. Außerdem aber enthielt ein schnell aus dem Wagen gerissener Lederkoffer des aus Elba nach Frankreich zurückgeeilten Kaisers eine große Menge ungefaßter Diamanten, deren Geldwert nicht einmal annähernd anzugeben ist, indem viele beutegierige Hände sofort darüber herfielen. Ein großer Teil dieser Brillanten wurde umhergeworfen und in der Dunkelheit im Schmutz und Kot des Feldes von Waterloo zertreten beziehungsweise in den lehmigen Boden gestampft. Ein Augenzeuge dieses wilden Beutemachens an der Kutsche des Kaisers war ein Herr von Reiche, der darüber in seinen Memoiren erzählt: „Als ich hinzukam, war man gerade mit den Diamanten zu Gange. Ein mir bekannter Offizier kam auf mich zu, griff bald hier, bald dort in seine Taschen und brachte mehrere der schönsten Diamanten heraus. Sie haben ihm jedoch keinen Segen gebracht, da er ein großer Verschwender war." Die Soldaten achteten die Brillanten wenig. Ihren Wert nicht kennend, hielten sie dieselben für gewöhnliche Glaspersen, womit sie nichts anzufangen wußten. Anders die Offiziere, die den Gemeinen die Steine sehr eifrig wieder abluchsten. Ein Regimentskommandeur war so großmütig (?), einem alten Schlesier, der einen besonders großen ungefaßten Diamanten erwischt hatte, zwei Louisdor für die Herausgabe zu schenken. Ueber den Handel schmunzelten beide gleich zufrieden. Auch die vielen Ordenssterne des Kaisers fielen samt der Kutsche in die Hände der Beutemacher. Napoleon, der den Rest seiner glorreichen Garde selbst auf der Straße nach la Haye vorgeführt hatte, konnte bei Waterloo bekanntlich nur das nackte Leben retten. Unter dem Schutze der Nacht entkam er nach Paris.

Faber

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Setter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: i. V.: Julius Michaels-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräb-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.